

**Impulsreferat von Herrn Niels Boeing anlässlich der
Auftaktveranstaltung KEP am 2. Juni 2016, 19 Uhr, in der Piazzetta
des Historischen Rathauses.**

Es gilt das gesprochene Wort!

Sehr geehrte Frau Oberbürgermeisterin Reker,
sehr geehrte Frau Laugwitz-Aulbach,
sehr geehrte Damen und Herren,

ich freue mich, dass mich das Dezernat für Kunst und Kultur eingeladen hat, eine weitere Perspektive in den Kulturentwicklungsplan einzubringen. Es ist dies eine Perspektive aus der Gemengelage der Straßen, der Plätze, der Stadtbewohner*innen. Aus dem kulturellen Humus der Städte - auf diesen Begriff werde ich noch näher eingehen. Diese Perspektive ist zwar von Erfahrungen aus Hamburg geprägt. Doch gleichen sich die Entwicklungen in vielen Großstädten, vor allem in den Metropolen. Diese Entwicklungen sind problematisch, um nicht zu sagen, beunruhigend. Aber sie sind auch nicht alternativlos, behaupte ich.

Fangen wir mit der Frage an: Was ist Stadt heute?

Die Stadt von heute ist eine andere als in der Zeit der Nachkriegsmoderne. Sie ist in die "kritische Zone" eingetreten, die französische Philosoph Henri Lefebvre 1968 in seinem Buch "Le droit à la ville" - das Recht auf Stadt - heraufziehen sah. Lefebvre bemerkte, dass die Industriestadt, die städtische Form der vorangegangenen 100 Jahre, im Umbruch war. Das Leitbild der Charta von Athen von 1933 fängt bereits an auszubleichen, in den Innenstädten beginnen Büros Wohnungen zu verdrängen. Zugleich wird "die städtische Realität" neu entdeckt, schreibt Lefebvre. Sie wird gar neu erfunden.

"Der städtische Kern", so Lefebvre, "wird so zum Produkt eines qualitativ hochwertigen Konsums für Ausländer, Touristen, Leute aus der Peripherie, Bewohner der Vororte. Er überlebt dank dieser Doppelrolle als Ort des Konsums und Konsum des Ortes."

Konsum des Ortes. Das bedeutet: Der städtische Raum wird zum Produkt, vielleicht sogar zum wichtigsten Produkt, das in einer Stadt hergestellt wird.

Denn zur selben Zeit kündigt sich die post-industrielle Gesellschaft an, der Rückzug der industriellen Produktion aus den Städten. Der US-Soziologe Daniel Bell hat dieses "Coming of Post-Industrial Society" 1973 beschrieben. Die neue Gesellschaft charakterisiert er als ein "Spiel zwischen Personen".

Eine dritte Veränderung bahnt sich in jener Zeit an: Die Stadt wandelt sich von einer Stadt, die sich zuerst als Gemeinwesen versteht, indem sie aktiv sozialen Wohnungsbau betreibt, zu einer unternehmerischen Stadt.

Während dieser Wandel im Konkurs von New York City 1975 noch recht schmerhaft abläuft, wird er in Deutschland Anfang der 1980er aus freien Stücken eingeläutet. Der Hamburger Bürgermeister Klaus von Dohnanyi gibt die unternehmerische Stadt 1983 im Überseeclub als neue Maxime aus.

Konsum des Ortes, Spiel zwischen Personen, unternehmerische Stadt - das sind drei wesentliche Elemente der kritischen Zone.

In ihr werden Städte Marken und begreifen sich als Konkurrenten. In Konkurrenz um was? Um Besucher, um Investoren und um jene Menschen, die Richard Florida dann 2002 als "Kreative Klasse" populär machte. Diese Ausrichtung auf die Konkurrenz geht oft einher mit ausufernden Eventisierung des öffentlichen Raums.

In dieser Entwicklung kommt etwas zu kurz: die normalen Bewohner*innen der Stadt in ihrer Vielfalt. In Hamburg, das kann ich Ihnen zumindest aus meiner eigenen Wahrnehmung sagen, sind wir heute vor allem Statisten für die Marke Hamburg.

Ich habe mir sagen lassen, dass dies in Köln nicht genauso sei. Ich würde es mir für die Kölner*innen wünschen.

Und doch hat auch Köln an dieser Entwicklung teilgenommen. In der Charta des Kulturentwicklungsplans von 2009 lese ich, dass es auch darum gehe, "Köln im

Wettbewerb der Großstädte national und international attraktiv und konkurrenzfähig zu machen."

Immerhin lese ich aus der Charta heraus, dass man in Köln nichts von "Leuchtturmprojekten" hält. Gut so. Das hat Köln auch gar nicht nötig. Es hat den Dom. Mehr Leuchtturm ist entlang des Rheins kaum möglich.

Im Einklang mit der eben skizzierten Entwicklung ist es folgerichtig, dass die Kulturwirtschaft hinsichtlich ihres Jahresumsatzes Maschinenbau, Elektrotechnik, Metallverarbeitung und chemische Industrie übertrifft.

Sie kam Ende der nuller Jahre auf 11,1 Milliarden Euro, jene zusammen auf 10,2 Milliarden, so der Kulturentwicklungsplan. Die Branchen, die öffentlich gefördert werden, kamen immer noch auf 8 Milliarden. Das ist beachtlich.

Aber man sollte sich nicht darauf verlassen, aus solchen Zahlen auf den "Gesundheitszustand" des Kulturlebens in der Stadt schließen zu können.

Die Charta konstatiert des Weiteren einen Sog auf die Kölner Kulturszene, der seit Jahren vor allem von Berlin ausgeht. Diesen Sog spüren auch andere Städte. Hamburg etwa hat schwer daran zu knapsen. Trotzdem tun sich die meisten Großstädte schwer, dagegen zu halten. Die Charta empfiehlt, sich im Vergleich zu Frankfurt und Leipzig zu positionieren.

Das ist sehr interessant. "Leipzig ist das neue Berlin", hört man seit einiger Zeit. Das Stichwort Leipzig bringt mich zurück zum kulturellen Humus, von dem ich eingangs sprach.

Der kulturelle Humus – was meine ich damit? Es sind die kulturellen Experimente ebenso wie das kulturelle Alltagsleben in den Quartieren, die etwas Neues hervorbringen. Die das Leben der Menschen unmittelbar bereichern können. Und aus denen vielleicht auch einmal Blüten erwachsen, die es ins Museum Ludwig schaffen. Oder anderswo in den großen Kulturbetrieb.

Dass dieser Humus nicht austrocknet, hat eine entscheidende Voraussetzung: Räume. Räume, die nicht möglichst bald in Wert gesetzt werden sollen, Räume, die nicht möglichst bald ein kulturelles Produkt hervorbringen müssen. Dabei geht es um mehr als konkrete Räume. Die Aktivitäten wirken auf den öffentlichen Raum um sie herum, ja produzieren ihn neu, produzieren damit Stadt neu.

Diese Räume hat es in Berlin in den 1990ern und 2000ern zuhauf gegeben, und noch mehr in Leipzig. Leipzig hat womöglich Glück gehabt, aus der Deindustrialisierung nicht sogleich in der kritischen Zone zu landen, sondern in weiten Teilen zunächst unbestimmt zu bleiben. Wobei sich dies leider zu ändern beginnt...

Solche freien, experimentellen Räume gibt es auch in Köln – in der Kolbhalde zum Beispiel war ich selbst zweimal zum Membranfestival eingeladen. Hamburg hat das Gängeviertel. Aber es sind insgesamt noch zu wenige Räume für so große Städte, die den Anspruch haben, eine Kulturmetropole zu sein.

Ein offensichtlicher Grund sind die Gewerbemieten. Irgendwo müssen die Experimente stattfinden, und eher wenige können und werden in Wohnungen stattfinden.

Vergleichen wir einmal Köln Innenstadt und Leipzig Innenstadt. Miete für Ladenlokale: in Köln zwischen 20 und 190 Euro pro Quadratmeter, in Leipzig 6,50 bis 40. Büros: 6 bis 21 Euro in Köln, 4,50 bis 8 Euro in Leipzig. Die Zahlen sind übrigens von den jeweiligen Handelskammern, die von Köln allerdings aktuell, die von Leipzig von 2013.

Nun könnte man sagen: Die Stadtzentren sind doch nicht relevant, sollen die Leute doch in die äußeren Stadtteile gehen, wo es billiger ist. Ich nehme die Stadtzentren jedoch bewusst in die Betrachtung. Denn der Urbanismus der kritischen Zone hat sie als Gebiete für Experimente, für einen kulturellen Nährboden aufgegeben.

Stadtzentren sind heute zuerst Orte des Konsums, die wiederum selbst konsumiert werden sollen.

Das ist sicher eine Nachwirkung der räumlichen Funktionstrennung in der

Nachkriegsmoderne. Das Unangenehme ist nur: Diese Funktionstrennung, obwohl in der Fachwelt längst ad acta gelegt, setzt sich in der kritischen Zone unter anderen Vorzeichen fort.

Fast jede Metropole hat große Stadtentwicklungsprojekte durchgeführt oder am Laufen, in denen Industriebrachen in neue Stadtteile verwandelt wurden. Ihre Ähnlichkeit ist verblüffend, ob Hamburg mit seiner Hafencity, Frankfurt mit seinem Europaviertel - ein ehemaliger Güterbahnhoff -, Basel mit dem Erlenmatt - ebenfalls ein ehemaliger Güterbahnhof.

Heraus kommen sterile, hochpreisige, vornehmlich aufs Wohnen zugeschnittene Quartiere. Experimente sind mangels Gewerberäumen von vorneherein unmöglich sind. Über bezahlbare Gewerberäume, Ateliers, Werkstätten brauchen wir gar nicht zu reden. Sie sind in diesem De-Luxe-Urbanismus nicht vorgesehen.

Besonders ärgerlich wird es, wenn auf derartigen Brachen sich eine dicke Schicht kultureller Humus gebildet hatte, und die Stadtentwickler glaubten, man könne ihn einfach in andere Quartiere umtopfen. Das funktioniert nie.

Mir geht es allerdings nicht nur um Räume für kulturelle Experimente im engeren Sinne. Ich halte auch die Kultur des Alltagslebens, mit ihren Festen, Nachbarschaftsaktivitäten, kleinen Werkstätten, für wichtig. Auch diese braucht Räume. Idealerweise Räume, in denen ein Quartier sich selbst organisiert.

Ein großartiges Beispiel ist für mich das Alsen-Wohnzimmer in der Bochumer Innenstadt. Es ist ein Ladenlokal, das eine Nachbarschaft über einen eigens gegründeten Verein gemeinsam angemietet hat und betreibt. Das funktioniert, weil die Mieten in Bochum noch erfreulich niedrig sind.

Das Alsen-Wohnzimmer scheint auf den ersten Blick weit weg von On- und Off-Kultur. Im Gegenteil: Es ist eine dritte Art von Kulturleben, dem des Alltags, ohne das der kulturelle Humus unvollständig wäre. Im Idealfall gehen Experimente und Alltagskultur ineinander über.

In der Charta des Kulturentwicklungsplans wird festgestellt:

"Mit dem Kulturentwicklungsplan geht es nicht um die Planung von kreativen und künstlerischen Prozessen."

Ganz richtig. Es geht nicht um Planung, es geht um Räume, bezahlbare Räume, an vielen Orten der Stadt, in vielen Quartieren, bis in die Innenstadt hinein.

Die große Frage ist natürlich: Wie geht das? Wo können die Räume herkommen, wenn eine Stadt womöglich ihren Immobilienbestand deutlich reduziert hat, und wenn sie erst recht nicht genug Geld hat, um selbst anzumieten?

Es bräuchte ein Äquivalent der Sozialen Erhaltungsverordnung eigens für Gewerberäume. Das Gewerbemietrecht ist in seiner Grundannahme, Vermieter und Mieter seien Geschäftspartner auf Augenhöhe, veraltet.

Nun haben die Städte finanziell wenig Spielraum. Sie könnten sich mit Stiftungen zusammentun. Die sind heute wichtige Kulturförderer. Mit einem Problem: Sie fördern fast alle Projekte, also einmalige Kosten. Räume verursachen aber gerade laufende Kosten.

Wichtig ist vor allem, dass diese Aufgabe, Stadt anders zu denken und zu planen, nicht als Aufgabe eines Ressort gedacht wird. Die betrifft nicht nur das Kulturressort. Alle Ressorts müssen hier gemeinsam an der Lösung arbeiten.

Die Kulturstadt des 21. Jahrhundert löst diese Probleme, schafft Räume, pflegt ihren Humus und ist damit eine Stadt für alle Bewohner*innen, ja sie ist das gemeinsam Projekt der Bewohner*innen - oder sie ist keine Kulturstadt. Dann ist sie eine Stadt, die Kultur verwaltet. Sie bleibt ein Ort des Konsums, der konsumiert werden möchte, ein Ort in der kritischen Zone.

Es ist diese Entscheidung, die eine Großstadt heute treffen muss: in der kritischen Zone bleiben oder eine echte Kulturstadt des 21. Jahrhunderts werden?

Vielen Dank.